

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol

(8. Fortsetzung.)

Was hatte die plötzliche Explosion veranlaßt? War sie lange schon vorbereitet, oder hatten die berauschte Umgebung, der Blumenluft, die schmeichelnden Töne der Musik, die von Poésie und Schönheit geschwängerte Luft ihn einen Augenblick der Wirklichkeit entrückt? Vincent dachte nicht darüber nach. Ein unbewußtes Glückgefühl schwellte ihm die Brust. Einig hätte er die Schlußfiguren dieser Quadrille weiter tanzen, immer wieder seine Schärferin auf sich zutommen sehen mögen.

Und als der Tanz zu Ende war, da hielt er Germaine, seiner selbst kaum mächtig, so fest im Arm, als sei sie bereits sein sicheres Eigentum. Erst Germaine's geschickte Bewegung, womit sie sich losmachte, brachte ihn zur Besinnung.

„D. verzeihen Sie, gnädiges Fräulein.“ stammelte er, indem er sie an ihren Platz zurückführte, oder sich vielmehr von ihr führen ließ.

Die Luft zum Tanzen war Vincent jetzt vergangen. Er zogen sich heraus aus diesem Mummenschanz nach Sammlung, um zu ergründen, wie viel nach der Rückkehr in's Alltagsleben von seinen süßen Träumen noch übrig blieb.

Die Flucht war aber ein Ding der Unmöglichkeit. Raum hatte er sich von einer Gruppe befreit, so sah er sich von neuem gefangen. Eine bunte Schaar Pagen, Beduinen, Grenadiere, Zigeuner, unter ihnen auch Sando Panja, umzingelten und bestürmten ihn.

„Schlechter Kamerad... Egist... Schwestern! Wer sind die reizenden Damen, mit denen Du getanzt hast? Beim Aldebaran, dem Stern der Zigeuner, Du sollst sie nicht für Dich allein behalten! Da sie sonst niemand hier kennt, mußt Du uns ihnen vorstellen.“

„Ja, ja, mit Vergnügen.“ Vincent, dem heute überhaupt die Rolle des Vorstellers zufiel, machte Recht, und als Frauencancelin ihn mit seinem Cometenstern zurückführte, sah, hellte sich ihre trübliche Miene sofort auf. Als dann die Tänzer ihre Namen auf die Tanzkarten der beiden jungen Mädchen geschrieben und die zuerst Angekommenen Gesselle und Germaine entführt hatten, folgte die mit Gerbaut zurückgebliebene gute Dame, nur mühsam ihre Nahrung bekämpfend:

„Herr Hauptmann, was Sie da eben gethan haben, war sehr nett von Ihnen. Meine armen kleinen Mädchen! Ich hatte solche Angst, man werde sie nicht beachten. Sie haben sich auch hierbei wieder benommen wie ein echter Soldat. Und noch eines: wenn Sie Ihrem Edelmuthe noch die Krone aufsetzen wollen, so führen Sie mich zum Büffet. Ich sterbe vor Hunger, und von diesen ungeschliffenen Zivilisten ist es natürlich keinem eingefallen, mir auch nur ein Butterbröckchen anzubieten.“

Gerbaut war eben im Begriff, dieses Vergehen gründlich gut zu machen, als sich plötzlich die Büffetthüren schlossen, das Orchester verstummte und die Tänzer innehielten. Beauftragte der Frau Rollin verteilten eine beginnende Aufführung.

Diese bestand aus drei geschichtlichen Tänzen und Menuetts und bildete den Höhepunkt von Frau Rollin's Triumph, wie des Festes überhaupt. Doppelt groß war aber nach deren Schluß der Andrang zum Büffet. Trotzdem gelang es dem Offizier, der guten Frau Cancelot die ersehnte Stärkung zu verschaffen, und dankbar verabschiedete sie an ihren Ritter.

Allein er schien entschieden an diesem Abend nicht vom Glücke begünstigt zu sein, denn kaum hatte er drei Schritte gemacht, so stieß er auf den Chinesen.

Dieser befand sich in der denkbar schlechtesten Laune, die er auch ungeachtet ur Schau trug.

„Eine hübsche Gesellschaft, in die Du uns da geschleppt hast“, donnerte er los, nachdem er Vincent gezwungen hatte, sich zwischen ihn und Sylvie an einen Tisch zu setzen. „Ich gratulire Dir zu Deinen Freunden! Wahre Bauerntümmler! Weißt Du, was man sich erlaubt hat, uns anzutun?“

Er sah so unendlich komisch aus in dem gelben Kleid mit dem baumelnden Zopf, daß Vincent große Mühe hatte, seine Klagen mit ernster Miene anzuhören.

„Eingeschlossen hat man uns, dort drin beim Büffet, aus Unachtsamkeit, weil ich, der ich nicht gewohnt bin, mich herumkommandiren zu lassen wie ihr Cafierenmenschen, mich nicht verpflichtet gefühlt hatte, blindlings dem Befehl zu folgen, sondern als freier Mann in Ruhe meinen Hummer dolend's verzehrte. Und nun haben wir nichts gefehen, weder vom Menuett, noch von den übrigen Tänzen. Wozu läßt man uns ein, wenn man uns doch

nur als Paria behandelt? Keinem Menschen ist es eingefallen, sich unter anzunehmen und meine Frau zum Tanze aufzufordern, selbst Dir nicht.“

„Aber dazu ist ja noch immer Zeit“, bemerkte Vincent. „Gestatten Sie, liebe Cousine.“

Es half nichts, auch diese Last mußte er noch auf sich nehmen. Dann aber, so nahm er sich ernstlich vor, sollte ihn nichts mehr hindern, sich mit aller Entschiedenheit diese unangenehme Gesellschaft vom Leibe zu halten.

Zuerst wollte er Sylvie so weit als möglich fortführen und sie nach benedicten Walzer einem anderen Tänzer überlassen, dem dann die Aufgabe zufiel, sie ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückzuführen.

Schweigend hatte Sylvie seinen Arm angenommen. In der Nähe des Wintergartens an der anderen Seite des Saales fragte Vincent:

„Wollen wir jetzt beginnen?“

„D. ja.“

„Schritt oder Schleifwalzer?“

„Wie Sie wollen.“

„Mit ruhiger, gleichgültiger Miene“

sah Sylvie zu Boden.

Wie lästig! sagte Vincent, dessen Gedanken fern von seiner Dame welten, ärgerlich zu sich selbst; abgesehen davon, daß sie wahrscheinlich wie ein Holzklötzchen tanzte!

Hierin täuschte er sich indes. Schon nach den ersten Schritten war er auf's höchste überrascht. Sylvie Dulaurier tanzte durchaus nicht wie ein Holzklötzchen, aber auch nicht wie Estelle oder Germaine oder ein anderes junges Mädchen. Es war, als habe sie zugleich mit dem Kleide auch Carmen's wilde Lebhaftigkeit und glühende Lebenskraft entlehnt. Nicht er war mehr der Führer, sondern sie zog ihn mit sich fort, und obwohl Vincent als der beste und ausdauerndste Walzerlänger seines Regiments bekannt war, so verlor er doch allmählich den Athem.

„Sind Sie nicht müde?“

„Nein.“

Diese leise, halberstimmte Stimme, war es wirklich die Sylvie's? Und ebenso seltsam berührten ihn ihre folgenden Worte:

„Ich wollte, ich wäre müde; aber ich glaube, so weit bringe ich es niemals.“

„Wart und träge, ja das bin ich.“

„Ist das nicht so ziemlich dasselbe?“

„D. nein. Sich ermüden, heißt seine Kräfte bis zum äußersten anstrengen, etwas leisten; Müdigkeit aber ist die Folge von trägem Nichtsthan, von einem Dasein ohne Zweck und Freude, von einem Dasein, wie ich es führe.“

„Wie können Sie glauben...“

„Doch, doch, ich weiß es. Aber vielleicht ist es Ihnen weniger unangenehm, wenn Sie hören, welche große Freude Sie mir damit machen.“

„Ich bin ja nur zu glücklich.“

„Nein, nein, nur keine Complimente. Es gibt nichts Faderes und Langweigeres. Haben Sie übrigens nicht auch schon die Bemerkung gemacht, daß das Leben überhaupt langweilig ist, ganz besonders aber alles, was zu meiner Umgebung gehört?“

Bestürzt schwieb der Offizier auf diese unerwartete Frage mit der deutlichen Beziehung auf seinen Vetter. Carmen aber brach in Lachen aus.

„Gestehen Sie es mir ungeheuer ein! Glauben Sie, mir entgehe so leicht etwas? Die Männer freilich kennen keine Enttäuschung, und wenn sie sehen, daß wir Frauen unser Loos schweigend ertragen, so halten sie uns viel lieber für blind und dumm, als für Philosophinnen.“

Philosophin! Davon war augenblicklich allerdings nichts in diesen lebhaft funkelnden Augen zu sehen, die wie mit magnetischer Kraft Vincent's Blick an sich zogen, und aus deren dunkler Tiefe ihm die goldenen Blumen ganz besonders feurig entgegenleuchteten. Neugierde aber ist eine mächtige Leidenschaft, so daß Vincent fast seine Liebe darüber vergaß, um, wenn auch vergeblich, nach der wahren Natur des seltsamen Geschöpfes zu forschen, das seinem Geiste stets neue Räthsel aufgab.

Ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, hatte Sylvie indeß dem Gespräch bereits eine Wendung gegeben.

„Hin und wieder aber ist es erlaubt, sich Illusionen hinzugeben, vorausgesetzt, daß man sich stets klar bleibt, daß es eben Illusionen sind. Heute Abend zum Beispiel gestatte ich mir diesen Luxus. Schauen Sie um sich!“

Sie zeigte mit dem Finger auf ihre Umgebung und fuhr dann in plötzlich ausbrechender unnatürlicher Lustigkeit fort: Wie wär's, wenn wir uns jetzt einmal einbildeten, dieser kleine Mummenschanz sei Wirklichkeit. Wir wollen ihn mitu nserer Einbildungskraft

nach ausschmücken, vergrößern und uns selbst etwas vorlügen. Dieser Saal ist kein Tanzsaal, sondern die ganze Welt; die Kronleuchter sind Sonnen, die Sonnen aller Länder und Zeiten. Diese harmlosen Männchen und Weibchen in ihrem Flitterfrack sind Helben und Heldinnen in echtem Purpur und Gold, Könige des Reichthums, des Glanzes und der Poésie. Diese Ritter dort drüben sind soeben ruhmgekrönt vom heiligen Lande zurückgekehrt. Jene Schürferinnen besitzen in Wirklichkeit nicht nur Herden, sondern auch Schäfer- und werden morgen und alle folgenden Tage in ihren weißen Kleidern über grüne Matten schweifen. Das Leben ist entweder ein Freudenfest oder ein blutiger Kampf; ein Helbengedicht oder ein Schürferpiel. Nur das Schöne und Anmutige ist Wahrheit, das übrige lebt nicht. Wie konnte man einem Cloun, Hanswurst oder Chinesen den Eintritt gestatten! Nur nichts Lächerliches, denn das Lächerliche ist die Wirklichkeit, die erbärmliche, höfliche, unerträgliche Wirklichkeit. Lassen wir diese wenigstens heute beiseite.

„Vergehen wir sie und uns selbst. Sie, lieber Vetter, sind nicht mehr der arme kleine Hauptmann, der seinen Säbel von der Kaserne in's Kaffeehaus schleppt und ihn alle zehn Jahre einmal gegen einen wütenden Hund zieht. Mit Ihrem Degen, Ihrer Halbschraube und Ihrem Rinnbärtchen haben Sie in den Reihen der Jägertruppe oder der Liga gekämpft. Um der schönen Augen der Königin Marquet willen haben Sie ein halbes Duzend Männer getödtet. Und ich, ich bin nicht mehr die willenlose Maschine, die hülflos füttert und Strümpfe stopft, sondern am Tage, da laufe ich frei und ungehindert durch Wald und Feld, und bei Nacht treibe ich Schleichhandel, wenn ich gerade kein Stellbinder habe. Ich bin Carmen — Sie selbst haben es gesagt — also hüten Sie sich, mein schmuder Offizier!“

„Der Walzer war zu Ende, sie standen in der Nähe des Wintergartens, wo Vincent seine Dame abzuführteln sich vorgenommen hatte. Er aber dachte nicht mehr an seinen Vorsatz.“

Diese junge Frau war in der That gar zu seltsam, und da er sich der Dame, der sein Herz gehörte, jetzt gerade doch nicht widmen konnte, warum sollte er seine Zeit nicht mit dem Studium dieser hier ausfüllen; freilich nur aus rein platonischem Benehagen.

„Nein, was Gesselle auch sagen mochte, hübsch war Sylvie nicht, und doch hatte sie einen gewissen Zauber, über vielmehr einen pizanten Reiz, der für manche vielleicht anziehender sein mochte, als Schönheit. Auch an Verstand und Witz fehlte es ihr nicht; die Art, wie sie sich in ihrer Mäule bewegte, war der beste Beweis. Vincent konnte nichts Besseres thun, als ihr im gleichen Tone zu antworten.“

„Schöne Zigeunerin in meinem Zeit- alter war man gar abergläubisch; ich siehe Sie an, beheren Sie mich nicht.“

Im Wintergarten wurde nicht gesprochen. Man weiß nie, was einem im Laufe der Zeit alles in den Sinn kommt. Augenblicklich aber sind Sie sicher. Soll ich Ihnen die Karten legen?“ fragte sie, ein winziges Whistspiel aus der Tasche ziehend.

„Ach, da wimmelt es ja förmlich von Herzen und Damen“, rief sie, nachdem sie die Karten aus ihrem Schooß ausgebreitet hatte. „Raum wag' ich, Ihnen alles zu sagen, was ich hier beaurtheile. Der Carreautönig ist ein Offizier und die Dame eine schöne Blondine. Nach den Karten zu schließen, könnte man wahrhaftig glauben, eine Verlobung sei heute Abend im Gange. Eine Verlobung auf einem Ball, wie in den Badfischromanen!“

„Pui!“ rief Vincent mit der unbesonnensten Miene, „das wäre gar zu alltäglich.“

„D. so ganz glatt geht es dabei denn doch nicht ab. Warten Sie mal, hier sind mehrere Piques, die Schwierigkeiten micken und — nein wahrhaftig, ich kann es Ihnen nicht verrathen.“

Hastig warf sie die Karten durcheinander, als fürchte sie, es könne sonst noch jemand darin lesen, dann fuhr sie fort: „Eines ist sicher: aus der Heirath wird nichts, und ich wünsche Ihnen Glück dazu, lieber Vetter, denn die Ehe ist etwas Entzückendes.“

Wieder hatte ihre Stimme einen anderen Klang angenommen. Diesmal schien sie aus der Tiefe ihrer Seele zu kommen, während es auf den goldenen Blumen wie frisch gefallener Thau schimmerte.

Hastig stand sie auf und sagte beschämt: „Verzeihen Sie, lieber Vetter, ich hätte nicht so offen mit Ihnen reden und meine Thorheiten für mich behalten sollen, aber es giebt Augenblicke, wo man nicht anders kann, da muß man sich betäuben, muß Unsinnschwärzen, um nicht vor Verzweiflung zu Grunde zu gehen.“

Das letzte Paar hatte soeben den Wintergarten verlassen, und da die Gegenwart Fremder Sylvie nun seinen Zwang mehr auferlegte, ließ sie sich auf ihren Stuhl zurücksetzen und schied hinter ihrem Fächer in leidenschaftlichen Schlußreden aus.

Ein gutmüthiger Mann läßt sich durch die Thränen einer Frau stets

rühren, und da diese Frau Edmund's Gattin war, erschien sie Gerbaut des tiefsten Mitleids werth, und er versuchte, sie nach besten Kräften zu trösten.

„Aber, meine liebe Cousine, wie können Sie sich so niederbrücken lassen? Haben Sie denn noch so wenig Lebenserfahrung, daß Sie auf ein willkürliches Glück hoffen konnten? Welche Frau hat nicht Enttäuschungen durchzumachen? Wenn alle, die heute Abend hier sind, Ihnen ihre Leiden und Sorgen anvertrauten...“

Hastig ihre Thränen trocknend, unterbrach ihn Frau Dulaurier.

„Sorgen, Leiden, davor würde ich mich nicht fürchten. Ich wollte, ich hätte sie! Das wäre doch wenigstens etwas. Mein Unglück ist, daß ich eben nichts habe, rein gar nichts, weder eine Hoffnung, noch einen Lebenszweck, noch eine Sorge. Begeffen Sie, was das heißt, mit vierundzwanzig Jahren ein leeres, völlig leeres Dasein vor sich zu haben und sich dessen bewußt zu sein? Sie werden mir antworten, daß ich dieses Dasein ja tannte, schon ehe ich es mir aufbündete. Das ist allerdings wahr, und doch machte ich es mir damals nicht so klar wie jetzt. Ich wußte zwar, daß ich ein Opfer brachte, aber ich hielt es nicht für so schwer, nicht für so entzückend schwer, sonst hätte ich nicht den Muth gehabt, es zu bringen.“

„Warum thaten Sie es aber?“

Vincent hatte dieses Warum nicht unterdrücken können, denn gar zu sehr verlangte ihn nach der Lösung dieses seltsamen Räthfels. Er hätte die Frage indeß nicht zu stellen brauchen, denn Sylvie fühlte selbst den Damm, ihre einmal begonnene Erklärung zu Ende zu führen.

„Warum?“ fuhr sie heftig fort. „Warum ich Edmund geheiratet habe? Das fragen Sie mich? Sie errathen es nicht? Welches ist denn der ausschlaggebende Grund von drei Viertel aller Heirathen? Jedenfalls doch nicht die Liebe! Nicht einmal der Eigennutz Meistens heirathet man im Interesse anderer, um den Ergeiz seiner Eltern zu befriedigen... oder ihren Unterthand zu verhindern. Edmund brauchte eine Frau und mein Vater jemand, der ihm die Schulden beahlte. Vor die Wahl gestellt, seine Stellung zu verlieren oder das Glück seiner Tochter zu opfern, was glauben Sie, wofür er sich entschied?“

Daß der alte Mouglin diese Wahl getroffen hatte, wunderte Vincent nicht im geringsten. Deutlich konnte er sich die Kämpfe vorstellen, die dieser Verbindung vorangegangen waren, den Widerstand der Tochter, den auf sie ausgeübten Druck, ihre schließliche Ergebung und den darauf folgenden Abscheu und Ekel. Ja, ja, das alles erklärte sich von selbst. Die lächerliche Figur, die Edmund heute Abend spielte, mochte Sylvie's Abneigung noch die Krone aufsetzen und sie unfähig gemacht zu haben, ihre Gefühle länger zu verbergen.

Mit entsetztem Kopfe, das Gesicht halb hinter ihrem Fächer verborgen, vollendete sie ihr Bekenntniß.

„Bösartig ist Edmund ja nicht, er war sogar auf seine Weise stets gut und freundlich zu mir. Ich hätte mich an ihn gewöhnt wie an einen alten Freund und mir den Unterschied zwischen einem solchen und einem Gatten nicht genügend klar gemacht. Außerdem war ich vor meiner Heirath nie mit einem anderen Manne zusammengekommen, mit dem ich ihn hätte vergleichen können.“

Wer war es wohl, den sie seither kennen gelernt, und der sie zu diesem trostlosen Vergleiche veranlaßt hatte? Vincent kam der Gedanke nicht, danach zu fragen. Edmund und in der Achtung seiner Frau zu haben, das war jetzt vor allem seine Pflicht, und voll Eifer widmete er sich dieser schwierigen Aufgabe.

„Sie kennen ihn noch nicht genügend“, begann er mitleidig überzeugungsvoll. „Als er noch Ihr Freund war, hatten Sie keine Gelegenheit dazu, und erst als Gatte fand er Gelegenheit, auch seine Fehler zu zeigen, denn die kommen bei ihm immer zuerst an den Tag. Es ist eine Folge seines linksischen Wesens, denn linksisch ist er, das gebe ich zu, aber das beeinträchtigt ja seine sonstigen guten Eigenschaften nicht, und für die kann ich einsehen, denn ich kenne ihn von Kindheit an.“

„Was sind denn das für gute Eigenschaften?“ fragte Sylvie, die großen Augen vertrauensvoll zu ihm aufschlagend, während Vincent nach daran war, die Fassung zu verlieren.

Trotzdem fuhr er fort: „Nun, eine Menge werthvoller Eigenschaften. Vor allem — die Treue.“ Damit hatte er ja nun glücklich das Wichtigste gefunden, und ausführlich erging er sich über diesen Punkt.

„Seine unwandelbare Zuneigung für mich ist der beste Beweis für die Beständigkeit seiner Gefühle. Der arme Junge stellt Sie über alles, und auf dieser Grundlage läßt sich am besten bauen. Im Besitz seiner Liebe wird Ihnen nichts unmöglich sein, an Ihnen nur liegt es, ihn nach Ihrem Gefallen anzubilden. Schon macht sich Ihre Einflüßung fühlbar; fahren Sie nur fort in Ihrer Aufgabe, da haben Sie ja dann Arbeit und Lebenszweck, und wie, noch vor Ablauf eines Jahres sind Sie die glückliche Gattin eines von Ihnen erzogenen und umgewandelten Mannes.“

Ein Hoffnungsschimmer flog über Sylvie's Gesicht. „Sie glauben wirklich, daß man ihn erträglich machen könnte?“ murmelte sie zweifelnd.

„Natürlich“, versicherte Vincent eifrig. „Nun denn, da Sie so sehr an ihm hängen, und ebenfalls nicht ohne Einfluß auf ihn sind, so helfen Sie mir dazu.“

Auf diese Bitte war Gerbaut indeß so wenig gefaßt, daß er unwillkürlich zurückwich.

„Helfen Sie mir“, wiederholte sie mit funkelnden Augen. „Verwandeln Sie ihn, bilden Sie ihn nach Ihrem Geschmack, nach Ihrem Ebenbild, wenn es möglich ist.“

Er hätte sich eigentlich geschmeichelt fühlen müssen, daß sie dieses Vorbild wählte; statt dessen war er aber nur im höchsten Grade ärgerlich, sich in seinem eigenen Nege gefangen und in die unmögliche Aufgabe verwickelt zu sehen, die er Sylvie angewiesen hatte.

„Ich werde mein Möglichstes thun“, stammelte er ziemlich bedrückt, „viel wird es freilich nicht sein.“

„Doch, doch, im Gegentheil. Allein schon das Bewußtsein, Verstandniß und Theilnahme bei Nemand zu finden, wird mich stärken.“

Sie war wieder ganz hingenommen von ihren schmerzlichen Gefühlen. Ihre Hand hatte nach der Vincent's ge Griffen, und ihm war bei dieser Berührung, als theile sich ihm die Erregung der jungen Frau mit.

„Mitternacht!“ rief sie, sich plötzlich erhebend. „Das neue Jahr!“ Deutlich hörte man die zwölf Schläge von dem naheliegenden Kirchturm herüberklingen. „Das neue Jahr“, wiederholte sie, „das Jahr, das mir mit Ihrer Hilfe das Glück bringen soll!“

Fest brückte sie Vincent's Hand, so fest, daß er ihre spitzen Nägel durch die Handfläche hindurch fühlte. Klößlich ließ sie ihn mit einem heftigen Rücklos.

Aufgeregt wie ein Hund, der seinen Herrn endlich wiedergefunden hat, kam Edmund erhit und mit fliegendem Kopf hereinestürzt.

„Endlich! Ueberall habe ich Euch gesucht. Ha, Du Schlingel, verstockt hast Du Dich, um meiner Frau den Hof zu machen!“

Diese Vermuthung entzückte ihn. Seine gute Laune war zurückgekehrt, und Sylvie zärtlich an sich ziehend, sagte er:

„Kleinchen, 's Mitternacht, willst Du Deinem Männchen nicht ein glückliches neues Jahr wünschen?“ Zwei schmagende Küsse erschollen, dann wandte sich Edmund zu Vincent:

(Fortsetzung folgt.)

Der Pullman-Streit von 1894.

Eine Erinnerung aus sturmbelegter Zeit hat Ex-Präsident Cleveland mit seinem neulich vor der Princeton-Universität gehaltenen Vortrag über den Pullman-Streit vom Jahre 1894 gebracht. Die Wogen der Aufregung gingen in der Arbeiterschaft damals so hoch wie bei dem vielgenannten Homestead-Streit, wo Carnegie mit seinen Arbeitern in bitterer Fehde lag und die Umgegend des Fabrikstädtchens am Monongahela einem Heerlager gleich. Das herausfordernde Verhalten der Pullman-Gesellschaft von Chicago und ihres Leiters, der sich auf seine Erörterung der Beschwerden seiner Angestellten einlassen wollte, hatte eine allgemeine Erbitterung hervorgerufen. Die Eisenbahnarbeiter sympathisirten mit den mißachteten Pullman-Angestellten und, ihnen zu Hilfe zu kommen, beschloßen sie den Boycott gegen die Wagen der Gesellschaft. Kein Pullman-Wagen sollte mehr befördert werden. Das Ebittegen Funktionen betreffs des Postverkehrs, des Zwischenstaatlichen Verkehrs und des Schutzes von Eigenthum der Ver. Staaten zu brechen. Gouverneur Kiggel hatte zur Unterdrückung des Aufstandes drei Regimenter Infanterie, eine Batterie und eine Abtheilung Kavallerie der Staatsmiliz in Chicago zu sofortigem Einschreiten stationirt, griff aber nicht ein, weil er von keiner Seite, weder amtlicher noch privater, dazu aufgefordert worden war.“ Der Bundesmarschall in Chicago aber fand, daß angesichts der gänzlichen Mißachtung von Gerichtsbesehlen, der zunehmenden Gesetzlosigkeit und des Auftrubs das Einschreiten von Truppen nothwendig war. Richter und Anwälte vom Bundesgericht schloßen sich seiner Ansicht an und auf sein Ansuchen beorderte das gung von Chicago aus und verbreitete sich über das ganze Netzwerk der Eisenbahnen, denn es gab kaum eine Linie, auf welcher nicht Pullman-Schlafwagen verkehrt hätten. Kein Zug wurde durchgelassen, in dem sich solch ein Wagen befand, und die Folge war bald eine allgemeine Verberberung, an die sich zuerst einzelne Gewaltthätigkeiten, im weiteren Verlaufe Tumulte und ernstliche Ruhestörungen schloßen.

Die Verberberung legte auch den Postbetriebe lahm. Die Mehrzahl der Züge, die mit Pullman-Wagen ausgestattet waren, führten auch die Post der Ver. Staaten mit sich. Indem sie nicht laufen durften, war nicht nur der zwischenstaatliche Verkehr unterbrochen, sondern auch das Recht der Bundesregierung auf ununterbrochenem Postverkehr verneint. Die staatlichen Behörden hatten nach Ansicht der Administration ihre volle Schuldigkeit der Situation gegenüber nicht gethan und die Bundesbeamten in Chicago haben um Hilfe. Herr Cleveland erklärt die Situation folgendermaßen: „Die Bundesautorität war auf Selbstvertheidigung angewiesen, um den Widerstand gegen die Ausübung ihrer legitimen und verfassungsmäßigen

Kriegsdepartement Bundesstruppen vom Fort Sheridan nach der Stadt. Die Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung in der Stadt, hieß es in der entsprechenden Depesche, ist allerdings Sache der städtischen und Staatsbehörden,“ aber der Bund hatte seine Rechte zu wahren und Pflichten zu erfüllen und griff demgemäß ein. Darüber entstand der Conflikt zwischen dem Präsidenten und dem Staatsgouverneur. Aligeld beschwerte sich über ungebührliche Einmischung, Cleveland lieferte sich auf die nothwendige Wahrung der Autorität der Bundesregierung. Er hatte befürchtet, und die Lage ließ sich auch so an, daß der Aufbruch in dem Verkehrscentrum Chicago die gefährlichsten Folgen im ganzen Lande nach sich ziehen werde. Zur Rechtferigung führt er behal in seinem Vortrage an: die gefährliche Ausbreitung und revolutionäre Tendenz des Vorganges, die sorgfältige Promptheit, welche das Eingreifen der Regierung charakterisirte, das stete Bemühen der nationalen Administration, außerordentliche Maßnahmen zu vermeiden, die strenge Befchränkung ihrer Einwirkung auf die Absichten, die ganz für innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Befugniß und Pflicht lagen, und die zufriedensstellenden und wichtigen Erfolge ihres conservativen oder strengen Auftretens.“

Thatsächlich machte das Einschreiten des Bundesmarschalls, das strikt der Aufrechterhaltung des Postverkehrs galt, dem Aufstand ein schnelles Ende. Aligeld hat aber zeitlebens dagegen als eine Vergeßlichkeit der staatlichen Souveränität von Illinois protestirt. Es war ein außerordentlicher Fall. Ordnungsgemäß darf Bundesmilitär erst einschreiten, wenn der Gouverneur mit der Miliz des Staates nicht mehr im Stande ist, einen Aufstand gegen die gesetzmäßige Autorität zu bändigen; hier aber mußte die Bundesgewalt vorgehen, weil sie in ihren eigenen Interessen bedroht war und den erforderlichen Schutz seitens der lokalen und Staatsbehörden nicht fand.

Mexikanische Bahnen.

Die mexikanische Regierung ist daran, einen Theil der Eisenbahnen des Landes zu verstaatlichen. Dieser Tage hat sie die Vera Cruz und Pacificbahn von dem Massenverwalter erstanden und wird sie in das System von einem halben Duzend anderer Bahnen einfügen, die ihr bereits gehören. Dieselben bilden eine Verbindungslinie von Laredo an der Grenze der Ver. Staaten bis Salina Cruz am Stillen Ocean; nach und nach sollen alle Haupt-Durchgangslinien vom Staat erworben werden. Man ist der Ansicht, daß die Regierung durch die in den Ver. Staaten vor sich gehende Consolidation der Bahnsysteme veranlaßt worden ist, die Verstaatlichung zu beschleunigen, weil das Kapital der mexikanischen Bahnen zu etwa achtzig Prozent aus den Ver. Staaten kommt. Durch die Merger-Entscheidung ist zwar die Verschmelzung hier zeitweilig ein Riegel vorgeschoben worden, trotzdem wird sich eine andere Form dafür finden. Und da das Beispiel in Mexiko nachgeahmt werden könnte, will die Regierung vorgreifen, ehe sich ein Coniortium von Corporationen gebildet hat, das sich mächtiger erweirte als der Staat. Im Besitz eines Systems, das den Durchgangsverkehr kontrollirt, ist die Regierung sicher, daß keine Gesellschaft von Privatunternehmern dem Verkehr Beschränkungen auferlegen kann.

Das Eisenbahnwesen in Mexiko hat, wie das ganze Land überhaupt, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine bedeutende Entwicklung erfahren. Im Jahre 1873 bestand nur die Bahn von Mexiko nach Vera Cruz mit einer Länge von 335 Meilen, zur Zeit sind etwa 10,000 Meilen in Betrieb. Und der Bau weiterer Linien steht in Aussicht. Es sind bereits Concessionen für 9740 Meilen vergeben und der Bau von 6078 in Angriff genommen, von denen für 2236 die Regierung Unterstützung leistet. Im Ganzen sind Subsidien in Baar und Bonds zum Betrage von \$30,522,000 in mexikanischem Silber geleistet. Die Bonds tragen fünf und sechs Prozent Zinsen. Außerdem sind Landconcessionen im Werthe von \$5,136,000 bewilligt. Dabei ist die Regierung vorsichtig gemessen. Jeder Concession ist die Bedingung beigefügt, daß jährlich eine bestimmte Anzahl Meilen Strecke bereitgestellt werden muß. Die Unternehmer können sich soweit rith ihren Verpflichtungen entziehen und wo sie denselben nicht nachkommen, hat die Regierung das Recht, den Bau zu übernehmen. Im Uebrigen fürdet ausländisches Kapital im mexikanischen Eisenbahnbau liberales Entgegenkommen. Es ist vor Confiscation oder Beschlagnahme absolut sicher gestellt und das Eigenthum von allen lokalen und Bundessteuern befreit.

Nach Wilhelm Busch: Viel Wochen war der Kaiser krank, jetzt redet er wieder. Gott sei Dank!

„Glück haben“ heißt, auf die Welt jene Eigenschaften als Infinitiv mitbringen, auf welche die anderen Menschen sympathisch reagieren.

Der Congress der „Mittler“ könnte auch der Congress der permanenten Strohhütten-Gemahlinnen genannt werden.